

UMSCHAU

Zum Zölibat der katholischen Priester*

Sehr geehrter, lieber Herr Prälat!

Für Ihren freundlichen Brief und die beigefügten „Erwägungen zum Pflichtzölibat“ danke ich Ihnen vielmals. Selbstverständlich ist es Ihr gutes Recht, sich aus Ihrer Verantwortung als Priester und Theologe heraus in einer für Gegenwart und Zukunft der Kirche wichtigen Frage so zu Worte zu melden, wie es Ihnen Ihr Gewissen gebietet. Überdies haben Sie das dankenswerterweise in einer noblen Sachlichkeit getan, wie sie leider nicht immer bei den Disputen um dieses Thema waltet. Sie werden aber gewiß verstehen, daß ich meine gegenteilige Auffassung begründe und die „Stimmen der Zeit“ bitte, auch diese meine Antwort zu veröffentlichen.

Zunächst wundere ich mich, daß Sie die alte Argumentation vortragen, eine Aufhebung des „Pflichtzölibats“ werde um so mehr Raum geben für einen freiwilligen Zölibat der Weltpriester. Diese Frage ist in der Aufklärung ausgiebig und mit einem klaren Ergebnis durchgespielt worden, wie jüngst P. Picard in einer lesenswerten Monographie dargestellt hat: Zölibatdiskussion im katholischen Deutschland der Aufklärungszeit (Düsseldorf 1975). Das Ergebnis von Picard lautet: „Daß der Weltpriesterzölibat partiell zu verwirklichen sei, findet in der bisherigen geschichtlichen Erfahrung keine Stütze. So gesehen, würde die Frage noch immer lauten wie vor 150 Jahren: Kann der freigestellte Zölibat mehr sein als eine Übergangslösung?“ (382). Im übrigen ist die Frage ja schon von der Reformation durchexerziert worden; auch hier erwies es sich nicht als möglich, einem Zölibat ohne institutionelle Verankerung Lebenskraft zu geben. Interessant ist übrigens, wie sehr auch die damaligen Argumente den heutigen gleichen und wie wenig man von scheinbar sicheren geschichtlichen Prognosen halten darf. So steht in den Torgauer Artikeln

der Satz, der an heutige Zeitanalysen erinnert: „Was auch guts daraus kommen, siehet man wohl, und zu besorgen, so man die Ehe furter wehren wollte, es wurde noch ärger, dann die Welt wird je länger je schwächer.“ Melancthon argumentiert in CA XXII: „Es wird wohl künftig an Priestern und Pfarrern mangeln, so dies hart Verbot des Ehestands länger währen sollt.“ Eine erneuerte Kirche, die jungen Menschen wieder Zuversicht und Glaubenskraft geben konnte, hat diese Prognosen schnell Lügen gestraft. Der Kern der Sache aber liegt in folgendem: Wenn der Zölibat der Weltpriester nicht eine gemeinschaftliche kirchliche Form ist, sondern eine private Entscheidung, dann verliert er seinen wesentlichen theologischen Gehalt und seine entscheidende persönliche Fundierung, denn dann hört er auf, ein von der Kirche getragenes Zeichen zu sein und wird zur privaten Absonderlichkeit. Dann ist er nicht mehr zeichenhafter Verzicht um des im Glauben übernommenen Dienstes willen, sondern Eigenbrötlei, die deshalb mit gutem Grund verschwindet.

Damit bin ich schon direkt bei Ihrer Aussage, es liege eine Verletzung der Menschenrechte vor, falls tatsächlich im Fall der Freigabe des Zölibats der größte Teil der Priester heiraten würde, „denn das Gesetz würde dann einem Stand auferlegt, der an sich nicht bereit wäre, auf das menschliche Grundrecht der Ehe zu verzichten“. Ich gestehe, daß mir schwerfällt, diese Argumentation zu verstehen. Denn einmal ist hier wesentlich von den künftigen Priestern die Rede, nicht von den schon geweihten, die sicher großenteils an ihrer Entscheidung festhalten würden. Wichtiger ist zum andern das Prinzipielle, um das es geht: Ihre Argumentation setzt voraus, daß als Zölibatäre nur Menschen passen, die ohnedies nicht heiraten wollen oder können. Aber

damit steht doch alles auf dem Kopf. Der Zölibat ist ein sittlich und religiös belangvolles Phänomen nur und gerade dadurch, daß Menschen um Gottes und seines Dienstes willen auf den grundlegenden menschlichen Wert der Ehe verzichten, die an sich zur Ehe fähig und willens wären. Wenn der Kreis der Zölibatäre ein Verein von Hagestolzen ist, ist er nichts wert. Wichtig wird er allein dadurch, daß Menschen um des Herrn willen und um in der Kirche das gemeinschaftliche Zeichen ihrer Hoffnung auf den Herrn zu geben, das preisgeben, was sie nicht preisgeben würden, wenn nicht dieses gemeinschaftliche und öffentliche Zeichen ihnen einen neuen Auftrag und eine neue Weise der Erfüllung setzen würde.

Im Hintergrund dieser Erwägungen steht der Begriff des Charismas, der zwar dem gegenwärtigen Standard der Theologie entspricht, mir aber durchaus falsch zu sein scheint. Wenn Sie vom Charisma der Ehelosigkeit sprechen, sieht es so aus, als sei das Charisma eine naturale Angelegenheit, die man hat, wie man Zähne oder Augen hat. Nun können auch Zähne ausfallen und Augen schwach werden, d. h., auch die Gaben der Natur sind nicht schlicht da, sondern bedürfen der Pflege. Einen Schritt näher aber kommt man an die Wesensweise des Charismas dann heran, wenn man die Form bedenkt, wie dem Menschen „Begabungen“ zuteil werden. Max Regers Wort „Genie ist Fleiß“ mag übertrieben sein, aber wahr ist doch, daß geistige Begabungen dem Menschen so anvertraut sind, daß er sie leben und auch leiden muß. Sie können verfallen und reifen, letzteres aber nie ohne das eigene beständige und geduldige Ringen um sie. Die Zerbrechlichkeit des Charismas ist eher noch größer; jedenfalls ist es nicht einfach „da“. „Charisma“ der Ehelosigkeit bedeutet, daß mir im Ringen mit dem Herrn und mit mir selbst, im Mitglauben und Mitleben mit der Kirche, im Getragenwerden durch die Menschen in ihr, ihr Gebet, ihr Wort, ihr Dienen und Leiden die Kraft wird, mich einem Ruf zur Verfügung zu stellen, der mir zugemessen ist, und diesen Ruf in allen seinen Dimensionen zu bestehen, in ihn hineinzureifen

Tag um Tag, durch Abstiege und Aufstiege, durch Regen und Sonne hindurch, wie es dem Vorgang des Reifens wesentlich ist. Deswegen ist es so wichtig, was in der Kirche zu diesem Thema gesagt oder verschwiegen wird; dies gehört in das „Charisma“ des einzelnen hinein, das ein kirchliches und nicht ein naturales Ereignis ist – kirchlich, weil die Gemeinschaft der Kirche die Stätte der Vermittlung zum Geist hin und vom Geist her zu uns ist. Weil es so ist, kann das Zutrauen zum Zölibat in den jungen Menschen zerredet werden und das beweist dann nicht, daß sie kein „Charisma“ haben, sondern daß dem Charisma der Raum verbaut worden ist. Daß es heute weniger „Berufungen“ gibt als in Ihrer und in meiner Generation, liegt doch nicht daran, daß Gott sich weniger um die Kirche kümmert oder daß er sich etwas anderes für sie ausgedacht hat, sondern daran, daß die Kirche müde geworden ist und ihm keinen Einlaß gewährt. Wie soll sich ein junger Mensch für das eschatologische Abenteuer des Zölibats entscheiden können, wenn die Kirche selbst nicht mehr zu wissen scheint, ob sie es noch wollen soll? Im Drama der Entscheidung wiegt jedes Wort, und allzu leicht kann man den Boden in einem Augenblick wegziehen, der über Ja oder Nein, über die Kraft des Bestehens oder die Unkraft des Zurückweichens definitiv entscheidet.

Endlich kann ich auch nicht verstehen, wenn in Ihrem Beitrag im Sinn der Torgauer Artikel die Meinung durchzuklingen scheint, die Welt sei so schlecht geworden, daß darin Zölibat keinen rechten Platz mehr finden kann. Natürlich ist er heute in vieler Hinsicht ungleich schwerer als vor fünfzig Jahren. Aber die sexuelle Verwilderung, die die Menschen mit ihren Produkten an jeder Straßenecke überfällt, steht doch der Ehe genauso entgegen wie dem Zölibat. Ich habe den Eindruck, daß Sie auf S. 637 oben die Ehe allzusehr unter dem Gesichtspunkt des „remedium concupiscentiae“ behandeln, was doch höchstens ein Zipfel von ihr ist. Auch die Ehe kann nur im Widerstand gegen die „Atmosphäre“ von heute gelebt werden, und die unter Klerikern manchmal genährte Vorstel-

lung, man brauche nur in die Ehe zu fliehen, um alle Probleme los zu sein, verkennt doch den Trend des Heute ebenso wie den inneren Anspruch der Ehe, die im Mut und der Geduld derer, die den Weg des Zölibats gehen, ihre stärkste Stütze und Bejahung findet.

Schließlich: Natürlich gibt es Zölibatsverfehlungen und ungünstige psychische Auswirkungen, wo er unter falschen Voraussetzungen angegangen wurde. Aber auch das sollte man nicht verbergen, daß die Ehe vor ähnlichen Gefahren keineswegs immunisiert. Und über den Negativa sollten wir doch nicht vergessen, wie viele reife und große Gestalten in der Schule des Priestertums der katholischen Kirche herangewachsen sind; hätte es sie nicht gegeben, hätten wir doch alle nicht den Weg zu diesem unzeitgemäßen und gerade darin so zeitgemäßen Wagnis gefunden.

Noch einmal zum Schluß – ich habe Ver-

ständnis für Ihre so noble und sachliche Wortmeldung. Aber es war mir doch wichtig, sichtbar zu machen, daß auch heute nicht nur Borniertheit und Ängstlichkeit für den Zölibat stehen, sondern Gewichte, die nicht zufällig die Jahrhunderte überdauert haben.

Mit den besten Grüßen und Wünschen verbleibe ich Ihr im Herrn ergebener

Joseph Kardinal Ratzinger

* Der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Joseph Ratzinger, bat um die Veröffentlichung dieses Briefs als Stellungnahme zum Aufsatz von Richard Egenter im Septemberheft (635 bis 638). – Professor Egenter möchte von einer Entgegnung auf den Brief seines Bischofs absehen. Er legt lediglich Wert auf die Feststellung, daß es ihm natürlich fernliegt, „die Ehe allzusehr unter dem Gesichtspunkt des remedium concupiscentiae (zu) behandeln“.

Anmerkung der Redaktion

Abschied von der christlichen Welt?

In die Auseinandersetzung um das Verhältnis von Christentum und Welt bringt Oskar Köhler unter der Überschrift „Nachgeschichte einer ‚Christlichen Welt‘“ (in dieser Zschr. 195, 1977, H. 4, 219–235) einen aufschlußreichen Beitrag ein. Um Köhlers Thesen zusammenzufassen: Die „Heimholung der Welt“, während zweier Jahrhunderte versucht, ist an dem irreversiblen Prozeß der Dechristianisierung gescheitert. „Die Welt hat ihre eigene natürliche Vernunft.“ Köhler zeichnet den geschichtlichen Ablauf, in dem weder die katholische noch die reformatorischen Kirchen den Staat in die reine Weltlichkeit entlassen wollten, er spricht von der „fortlebenden Illusion Leos XIII.“, der eine auch nur partielle Rechristianisierung nicht erreicht habe. Abschließend zu diesem Papst heißt es dann: „In diesen Gruppen – d. h. der nationalen Katholizismen – innerhalb der modernen Gesellschaft konnte die Vorstellung einer ‚Christlichen Welt‘ weiterleben – im ‚Getto‘, wie man hinterher in simplifizierender Selbstdiskriminierung sagte (im ‚Fellachen‘-Dasein hätte man – die Herren der Industriegesell-

schaft mit den Römern und die Katholiken mit den muslimischen Bauern nach dem Ende der ägyptischen Hochkultur vergleichend – in O. Spenglers Morphologie der Nachgeschichte auch sagen können).“ „Heraus aus dem Turm“ lautete die Befreiungspareole. Man ging hinaus. Wohin? Dem gegenwärtigen „Modernismus“ in der Kirche gehe es ebenso wie den Konservativen um die Erhaltung der „Christlichen Welt“, die es jedoch weder in der Gesamtgesellschaft noch in einer gesellschaftlichen Sondergruppe mehr geben könne.

Gegen Köhler könnte der Vorwurf erhoben werden, er habe seinen Zentralbegriff „Christliche Welt“ nicht ausreichend definiert. Aber seine Hinweise auf geschichtliche Ereignisse machen deutlich, was gemeint ist. Es ist grob gesprochen der soziale Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts. Incidenter greift Köhler damit zurück auf die Grundproblematik unserer Zeit, indem er sowohl Ursache als auch die radikale Tiefe der Entchristlichung aufzeigt. „Der Prozeß der Dechristianisierung seit dem 19. Jahrhundert ist überaus vielschichtig, auch nach Ländern sehr